

Erster Teil:

**Systemvertrauen – Zwischen Determinismus
und Voluntarismus**

Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen. (Karl Marx 1869: 1)

2. Luhmann: Systemvertrauen und soziale Ordnung

Luhmanns Vertrauens­theorie ist eine der wichtigsten Referenzen in der interdisziplinären Vertrauens­forschung. Kaum eine Abhandlung kommt aus, ohne die entscheidungstheoretischen Komponenten seines Vertrauensansatzes zumindest anzureißen (vgl. Luhmann 2009 [1968]):

- Vertrauen als Mechanismus zur Überwindung eines Wissensdefizits beim Entscheiden über risikobehaftete Handlungsalternativen in sozialen Situationen
- Größere Schadenshöhe der vertrauensvollen Handlungsalternative im Vergleich zum erwarteten Nutzen (im Anschluss an Deutsch 1958: 266)
- Zukunftsbezug von Vertrauen: Vorwegnahme der Zukunft im gegenwärtigen Entscheiden

Von entscheidender Bedeutung ist, dass diese Annahmen bei Luhmann nicht frei in der Luft schweben, sondern in Verbindung mit seinem Gesellschaftsentwurf stehen. Diesem Umstand wurde selbst in der soziologisch interessierten Vertrauens­forschung wenig Beachtung geschenkt (vgl. Jalava 2003: 173), obwohl sich erst auf Basis Luhmanns grundlagentheoretischer Hintergrundfolie sein Vertrauensansatz in Hinblick auf die o.g. methodologische und sozialräumliche Relevanz diskutieren lässt. Für eine tiefere Auseinandersetzung ist zunächst eine Einordnung der beiden Texte, welche Luhmanns Vertrauens­theorie konstituieren, in sein wissenschaftliches Gesamtwerk notwendig. Dabei wird sich zeigen, dass sich die grundlagentheoretischen Prämissen im Verlauf seines intellektuellen Werdegangs wandeln. Dies bleibt nicht ohne Auswirkungen auf sein Vertrauensverständnis.

2.1 Frühphase: Vertrauen in der funktional-strukturellen Systemtheorie

Luhmann gilt als Hauptvertreter der soziologischen Systemtheorie, wobei zwei Schaffensphasen unterschieden werden können. In seiner Frühphase bis zum Ende der 1970er Jahre entwickelte er im Anschluss an Parsons eine funktional-struktu-

relle Systemtheorie (paradigmatisch Luhmann 2018 [1970]: 145ff.). In dieser Zeit verfasste er auch seine Monographie *Vertrauen: Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, die erstmalig 1968 publiziert wurde und Gegenstand der folgenden Ausführungen ist.

In seiner Monographie untersucht Luhmann Vertrauen aus einer funktionalistischen Perspektive, das heißt, er skizziert zu Beginn ein Ausgangsproblem, für das der soziale Mechanismus Vertrauen eine Lösung sein kann (vgl. Luhmann 2009 [1968]). Das Problem, welches auch im Zentrum seiner allgemeinen Gesellschaftstheorie steht, ist die zunehmende soziale Komplexität in der Moderne. Es schließt unmittelbar an das Parsons'sche Gedankenexperiment der doppelten Kontingenz an: Das Bewusstsein von Ego darüber, dass Alter ganz anders erleben und handeln könnte, konstituiert eine komplexe Sozialdimension, in der die »Umwelt des Menschen zur Welt der Menschheit« (Luhmann 2009 [1968]: 8) wird.

Kontingenzwahrnehmung deutet allgemein auf ein Möglichkeitsdenken hin: Etwas ist (zufällig) so, wie es erscheint, könnte aber auch anders sein (vgl. Holzinger 2007: 26). Luhmann und viele andere nehmen an, ein Kontingenzbewusstsein, das sich auf die Verfasstheit der sozialen Ordnung bezieht, sei ein typisch neuzeitliches Phänomen (vgl. Luhmann 2006: 93ff.; Luhmann 2001: 146). Im Gegensatz zur Moderne ist die Vormoderne eine »statische, in sich ruhende Gesellschaft. Ihre Ordnung wird als eine von Gott gewollte, nicht als eine von Menschen geschaffene Realität begriffen« (Bauer/Matis 1988: 15). Erst die Einsicht, dass die Gesellschaft eine von Menschen konstruierte, nicht natürliche Daseinsform ist, begründete den Dualismus zwischen Ordnung und Chaos als konstitutives Merkmal der Moderne (vgl. Bauman 2015: 9f.). Im Unterschied zur feudalen Ordnung der Vormoderne, ist nun die soziale Ordnung im Rahmen eines säkularen Weltbildes begründungsbedürftig und damit zukunfts offen bzw. für umfassende Gestaltungsbemühungen (*Modernisierung*) freigegeben.

In diesem Zusammenhang steht Luhmanns Annahme, dass sich die soziale Komplexität historisch gesteigert habe und weiterhin steigern – und zwar aufgrund ihrer immer größer werdenden Potenz zur zwischenmenschlichen Verhaltenskoordination. Diese schon von Durkheim (1988) vorgebrachte These wird unter dem Stichwort der gesellschaftlichen Arbeitsteilung verhandelt. Besonders in Hinblick auf den Übergang von Vormoderne zur Moderne wird von einer sprunghaften Differenzierung ausgegangen. So sei die Arbeitsteilung in der europäischen Vormoderne stratifikatorisch organisiert gewesen, das heißt, die soziale Ordnung sei als hierarchische Schichtung angelegt, in der jedes Individuum genau einem Stand oder einer Klasse angehörte. Dementsprechend verfügten die Individuen über eindeutige Rollenerwartungen und interagierten innerhalb eines sozial, politisch und territorial begrenzten Erfahrungsraums. Ebendiese stratifikatorische Arbeitsteilung habe sich im Übergang zur Moderne gewandelt – und zwar in Hinblick auf die Funktionserfordernisse einer Gesellschaft.

Zentral für Luhmanns Überlegungen ist die Annahme, dass die gesellschaftliche Komplexitätsbearbeitung in der Moderne durch soziale Systeme erfolgt. Ein soziales System liegt dann vor, »wenn Handlungen mehrerer Personen sinnhaft aufeinander bezogen werden und dadurch in ihrem Zusammenhang abgrenzbar sind von einer nichtdazugehörigen Umwelt« (Luhmann 2005: 10). In seiner Frühphase unterscheidet Luhmann zwei Typen von Sozialsystemen: Interaktionen als episodische Systeme unter Anwesenden und Sozialsysteme vom Typ Gesellschaft. Letztere sind höherstufige Ordnungen, die eine kommunikative Handlungskoordination auch in Abwesenheit erlauben. Gesellschaftssysteme gewinnen ihre Bezeichnung nicht dadurch, dass sie alles in einer Gesellschaft beinhalten würden, sondern hier ist ein Organisationsprinzip gemeint, das gesellschaftsweit alle kommunikativ erreichbaren Handlungen systematisiert. (Vgl. Abels 2019: 115f.) Später wird Luhmann diese Bezeichnung durch den Begriff der Funktionssysteme ersetzen und mit Organisationssystemen einen dritten Typus sozialer Systeme einführen.

Soziale Systeme beobachten die Gesellschaft vor dem Hintergrund ihrer eigenen Funktionslogiken und machen sie so innerhalb ihrer spezifischen Sinnbezirke bearbeitbar. Durch die ausschnittshafte Bearbeitung des Sozialen – zum Beispiel von Politik-, Rechts-, Wirtschafts- und Wissenschaftssystem – lässt sich die ansonsten unbegrenzte Menge möglicher Weltzugänge auf ein Maß reduzieren, das die Ausbildung von Erwartungshaltungen ermöglicht. Auf die systemspezifischen Operationen kann dann alltäglich Bezug genommen werden mithilfe *generalisierter Kommunikationsmedien*. Hierbei handelt es sich um »Zusatzeinrichtungen zur Umgangssprache [...], nämlich symbolisch generalisierte Selektionscodes, deren Funktion es ist, die intersubjektive Übertragbarkeit von Selektionsleistungen über mehr oder weniger lange Ketten hinweg zu sichern« (Luhmann 2009 [1968]: 61). So werden etwa die Systemoperationen des politischen Systems im Medium *Macht*, die des Wirtschaftssystems im Medium *Geld*, im alltäglichen Handeln anschlussfähig. Darüber hinaus kann durch fortschreitende Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Teilsysteme in weitere Subsysteme, die der grundsätzlichen Operationsweise ihrer Muttersysteme folgen, gesellschaftliche Leistungssteigerung (*Evolution*) erreicht werden. Funktionale Differenzierung lässt sich damit auf eine paradoxe Formel bringen: Gesellschaftliche Komplexitätssteigerung durch teilsystemische Komplexitätsreduktionen.

Diese systemtheoretischen Prämissen haben erhebliche Auswirkungen auf Luhmanns Vertrauensverständnis. Für dieses ist die Unterscheidung von Vertrautheit und Vertrauen sowie die weitere Differenzierung in persönliches Vertrauen und Systemvertrauen zentral. In seiner Monographie fundiert Luhmann den

Begriff der Vertrautheit phänomenologisch in Anlehnung an Alfred Schütz.¹ Um sich in der komplexen Welt zurecht zu finden, um überhaupt etwas erleben zu können, muss der Mensch seinen Wahrnehmungen einen Sinn verleihen. Dies geschieht dadurch, dass er eine »Selbst-Verständlichkeit des Seienden« (ebd.: 21) entwickelt und diese auch bei anderen voraussetzt:

»Sinn und Welt werden zunächst und im allgemeinen anonym konstituiert. Jeder Mann wird als dasselbe miterlebend vorausgesetzt in der Leerform eines anderen Ichs, als ›Man«. Die Konstitutionsleistung bleibt infolgedessen undifferenziert. Sie wird in diffuser Übereinstimmung von allen erbracht. Insofern ist daher auch kein besonderes Vertrauen in den Mitmenschen nötig.« (Ebd.: 21)

Die intersubjektiv erlebte Vertrautheit schließt dabei jedoch keineswegs abweichende Meinungen über die Welt aus. Allerdings wird ein Dissens nur als Abweichen vom Wahren und Bekannten erlebt und »nicht der Welt, sondern dem Menschen als einem Gegenstand in der Welt angelastet, seiner Unvernunft, seiner bösen Absicht, seiner fremden Herkunft oder heute mit Vorliebe seinen ›Komplexen‹ zugerechnet« (ebd.: 22). Damit bleibt die vertraute Welt einfach und das Bewusstsein kann gegenüber dem Unvertrauten und Fremden, das nur als Horizont möglicher Weltkomplexität imaginiert wird, geschützt werden. Mit dem Beginn der Moderne häufen sich jedoch Situationen, in denen Vertrautheit zur Verhaltenskoordination nicht mehr ausreicht.

»Erst in dem Maße, als der andere Mensch nicht nur als Gegenstand in der Welt, sondern als alter ego ins Bewußtsein tritt, als Freiheit, die Dinge anders zu sehen und sich anders zu verhalten, wird die traditionelle Selbstverständlichkeit der Welt erschüttert, wird ihre Komplexität in einer ganz neuen Dimension sichtbar, für die vorerst keine angemessenen Formen der Erfassung und Absorption zur Verfügung stehen.« (Ebd.)

Das heißt, dass sich erst in der Moderne das Problem doppelter Kontingenz auch auf die untersten Ebene einer alltäglichen Wahrnehmung niederschlägt. Jetzt werden verschiedene Zukunftsmöglichkeiten salient und diese soziale Kontingenzwahrnehmung macht Vertrauen als Mechanismus in der Handlungskoordination notwendig. Dabei bleibt Vertrautheit auch in Vertrauenssituationen eine notwendige Voraussetzung, da ohne »Vorleistung von Ordnung« (ebd.: 23) und einer »sozial konstituierten Typizität« (ebd.), die aus den bisherigen Erfahrungen der vertrauten Welt gewonnen wurde, gar keine Anhaltspunkte für Vertrauen gegeben wären. Vertrauen problematisiert lediglich Kleinstausschnitte der ansonsten vertrauten

1 Im zweiten Vertrauenstext ergänzt er das phänomenologische Verständnis um ein operationales unter Zuhilfenahme der Distinktionslogik G. Spencer-Browns (vgl. Spencer-Brown 1997). Sein Verständnis von Vertrautheit ändert sich dabei nicht grundsätzlich.

Welt – »[d]em Chaos kann man nicht vertrauen.« (Ebd.: 47) Im Fall persönlicher Interaktionen basiert Vertrauen auf der Wahrnehmung des Gegenübers »als ordnendes und nicht willkürliches Zentrum eines Systems von Handlungen, mit dem man sich verständigen kann« (ebd.: 48). Vertrautheit – so lässt sich interpretieren – resultiert hier aus der sozialen Typizität von Interaktionssituationen, die in der Sozialisation erlernt wurde.

Ist damit soziale Ordnung bzw. Verhaltenskoordination an persönliche, weil vertraute Kontakte gebunden? Mit Verweis auf die postulierten sozialstrukturellen Veränderungsprozesse verneint Luhmann dies entschieden. Die o.g. Modernisierungsprozesse, das aufkommende soziale Kontingenzbewusstsein einerseits sowie die potenzierte Arbeitsteilung andererseits, sind nur in Zusammenhang mit zwei grundlegenden Entwicklungen denkbar. Zum einen geht er von einem Verlust vertrauter Lebensbereiche aus, zum anderen steigt gerade deshalb ein fundamentales Orientierungsbedürfnis:

»In dem Maße, als eine Sozialordnung komplexer und variabler wird, verliert sie als Ganzes den Charakter der Selbstverständlichkeit, der bekannten Vertrautheit, weil die tägliche Erfahrung sie nur ausschnitthaft zu Gesicht bringen oder erinnern kann. Andererseits ergibt sich aus der Komplexität der Sozialordnung selbst ein gesteigerter Koordinationsbedarf und damit ein Bedarf für Festlegung der Zukunft, also ein Bedarf für Vertrauen, das nun immer weniger durch Vertrautheit gestützt sein kann.« (Ebd.: 24)

Der erhöhte Vertrauensbedarf in der Moderne kann jedoch gerade nicht durch persönliche Beziehungen gedeckt werden, die sich auf den Bereich einer vertrauten Nahumwelt beschränken. Die Leistungen der höherstufigen Sozialsysteme vom Typ Gesellschaft werden alltäglich zur Handlungsgrundlage gemacht, obwohl ihr Zustandekommen aufgrund der langen Selektionsketten nicht mehr persönlich nachvollzogen werden kann. Wie kann nun vertraut werden, wenn die Voraussetzung, also die Vertrautheit nicht mehr gegeben ist?

Die neue Form der Arbeitsteilung kann nur funktionieren, wenn in die Effektivität der generalisierten Kommunikationsmedien vertraut wird. Schon Simmel (1900) hatte diese Form unpersönlichen Vertrauens am Beispiel des Mediums Geld veranschaulicht. Luhmann wählt ebenfalls das Beispiel des Geldvertrauens: »Wer in die Stabilität des Geldwertes und in die Kontinuität einer Vielfalt von Verwendungschancen vertraut, setzt im Grunde voraus, daß ein System funktioniert, und setzt sein Vertrauen nicht in bekannte Personen, sondern in dieses Funktionieren.« (ebd.: 64) Dieses Systemvertrauen werde nicht nur »automatisch« erlernt, sondern es gebe auch keine Alternative: »Der Vertrauende weiß sich korrekturfähig, fühlt sich damit Unvorhersehbarem ausgeliefert und muß trotzdem wie unter Zwangsvorstellungen weiter vertrauen.« (Ebd.) Trotz der Unausweichlichkeit des Systemvertrauens gibt es auch hier ein Kontingenzbewusstsein, da »die Kommunikation

von Menschen gemacht wird und auf Menschen wirkt, ohne durch die invariante Natur des Richtigen oder durch gute persönliche Bekanntschaft gesichert zu sein« (ebd.: 62). Allerdings scheint diese potenzielle Unsicherheitsquelle im Alltag nicht häufig aufzutreten:

»Andererseits ist das Vertrauen in die großen Mechanismen der Reduktion so unausweichlich, daß es nicht wie das persönliche Vertrauen als subjektive Leistung, die man gewähren oder versagen kann, bewußt zu werden vermag. So wird das Systemvertrauen im Alltag kaum zum Thema werden, und auch diese Latenz dient seiner Sicherstellung.« (Ebd.: 76)

Daher kommt Luhmann zu dem Schluss, »daß Systemvertrauen gewisse Funktionen und Züge der Vertrautheit in sich aufgenommen hat, also eigentlich jenseits von persönlich geleistetem Vertrauen und Mißtrauen liegt« (ebd.: 78). Er möchte die beiden Begriffe jedoch trotzdem nicht einfach gleichsetzen, sondern Systemvertrauen eher als »stabile Einstellung zur Kontingenz einer komplexen Welt« (ebd.) verstanden wissen.

2.2 Spätphase: Vertrauen in der autopoietischen Systemtheorie

Damit ist die Verschränkung von Gesellschaftskonstitution und individuellem Vertrauen aus funktional-struktureller Sicht skizziert. Spätestens ab Erscheinen seines ersten Hauptwerks *Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie* im Jahr 1984 vertrat er dann eine autopoietische Systemtheorie. Sein zweiter Vertrauentext, der Aufsatz *Familiarity, Confidence, Trust: Problems and Perspectives*², wurde 1988 veröffentlicht und fällt demnach zeitlich in die zweite Schaffensphase. Wodurch unterscheidet sich der späte vom früheren Luhmann?

In der Rezeption ist vor allem auf die neu konzipierte Operationsweise der Systeme abgestellt worden (vgl. Nolte 1999: 104): von einem offenen hin zum selbstreferenziell geschlossenen, also autonomen Funktionieren. Eben diese sogenannte autopoietische Wende führt auch der Autor selbst als »Paradigmawechsel in der Systemtheorie« (vgl. Luhmann 2015: 15ff.) ein. Für Nolte (1999: 104f.) besteht der größere Bruch zum frühen Theorieentwurf jedoch vor allem in der Neuverortung des Individuums innerhalb der Luhmann'schen Theoriearchitektur.

Luhmann hatte sich schon früh von Parsons' Handlungsbegriff distanziert, da letzterer aus Sicht Luhmanns die fundamentale Rolle von Kommunikation in der

2 Um in der eingeführten Terminologie zu bleiben, wird im Folgenden auf die deutsche Version des Textes Bezug genommen (vgl. Luhmann 2001).

Genese sozialer Ordnung verkannt habe.³ Trotzdem sieht auch Luhmann in seiner Frühphase Handlungen als konstitutive Elemente sowohl personaler wie sozialer Systeme an (vgl. Luhmann 1964: 24f.). Ein personales System ist für ihn der geeignete sozialwissenschaftliche Terminus für Person. Mit dieser Begriffsfassung möchte er betonen, dass sich personale und soziale Systeme zwar durch eigene »Ordnungsschwerpunkte mit eigener Bestandsproblematik« (ebd.: 25) unterscheiden, nicht jedoch durch ihre Basiselemente. Beide sind Handlungssysteme, die sich sogar partiell überschneiden, weil einzelne Handlungen von Personen »in verschiedene Sozialsysteme hineingeflochten sind« (ebd.). In Bezug auf soziale Systeme unterscheidet er zwischen generalisierten Handlungserwartungen und faktischen Handlungen.

»Es handelt sich dabei um zwei Aspekte der Systembildung. Der eine betrifft die systembildende Funktion der sozialen Struktur, die die Handlungen normiert, institutionalisiert und in Rollen zusammenfasst, der andere die systembildende Funktion der tatsächlichen, variations- und selektionsfähigen Handlungsvollzüge.« (Nolte 1999: 104)

Das heißt, dass Handlungen als Basiselemente der Systeme auf die strukturelle Reproduktion der verschiedenen Sozialsysteme ausgerichtet sind, jedoch auch ein gewisser Gestaltungsspielraum autonomer Individuen eingeräumt wird (vgl. ebd.).

Demgegenüber bestehen Sozialsysteme in Luhmanns Spätphase ausschließlich aus Kommunikation (vgl. Luhmann 1990: 269). Menschen sind zwar an der Kommunikation sozialer Systeme beteiligt, sie sind jedoch nicht Teil dieser. Genauer gesagt, ist auch hier nicht der ganze Mensch im Sinne einer Entität beteiligt. Aus Sicht der autopoietischen Systemtheorie ist der Mensch ein Zusammenhang verschiedener Systeme, wobei vor allem zwischen dem Bewusstsein (psychisches System) und den Systemen des Körpers (zusammengefasst: biologisches System) unterschieden wird. Nur das psychische System ist an soziale Systeme gekoppelt. Diese beiden Systemtypen operieren selbstreferenziell geschlossen (*autopoietisch*) und sind für sich gegenseitig Umwelt. Das heißt, Individuen sind als ganze Menschen nur noch in der Umwelt der Sozialsysteme zu verorten. Sie sind hier kommunikative Zurechnungsadressen für soziale Handlungen. (Vgl. Luhmann 1995: 37ff.) Diesen Umstand charakterisiert Fuchs (2005: 37ff.) als *Adressabilität der Gesellschaft*. Gemeint ist die Vorstellung, dass Sozialsysteme durch ihre systemspezifische Kommunikation erst das produzieren, was als handelnder Akteur sozial in Erscheinung tritt. Da die systemspezifische Adressierung der Individuen vor dem Hintergrund

3 Siehe hierzu Parsons' Definition sozialer Systeme, die ohne die Begriffe Sinn oder Kommunikation auskommt: »Soziale Systeme werden gebildet von Zuständen und Prozessen sozialer Interaktion zwischen handelnden Einheiten.« (Parsons 1972: 15).

ihrer jeweiligen Funktionslogik selektiv ist, werden jeweils nur spezifische Merkmale der Individuen adressiert (vgl. Bröckling 2017: 66).

»Es gibt eine je systemrelative Unterstellung von Freiheiten, subsystemspezifische Zurechnung von Handlungen, Verantwortung, Rechten und Pflichten, subsystemspezifische Ausstattung der Personen mit Kapital, Interessen, Intentionen, Zielen und Präferenzen. Jedes Subsystem erfindet sich sozusagen seine eigene Sozialpsychologie, die je eigene Relevanzkriterien besitzt, um Informationen über die beteiligten Menschen zu schaffen.« (Hutter/Teubner 1994: 121)

Die entwickelten Sozialpsychologien produzieren darüber hinaus unterschiedlicher Menschenbilder (z.B. Homo oeconomicus, Homo juridicus, Homo politicus, Homo sociologicus usw.).

Luhmanns zweiter Vertrauenstext lässt eine fundierte Einbettung bzw. Neujustierung seines Vertrauensverständnisses vor dem Hintergrund dieser aktualisierten Gesellschaftstheorie vermissen (vgl. Jalava 2003). Dass er seine Sichtweise auf den sozialen Mechanismus Vertrauen wahrscheinlich änderte, kann schon allein deshalb vermutet werden, weil er den zentralen Begriff des Systemvertrauens im aktuelleren Aufsatz durch den der Zuversicht (›confidence‹) ersetzt. Letzterer taucht in der Vertrauensmonographie nur an einer Stelle auf und wird hier nicht – wie aufgrund der früheren Konzeptionalisierung vermutet werden könnte – in die Nähe von Vertrautheit gerückt, sondern in die der Hoffnung: »Der Hoffende faßt trotz Unsicherheit einfach Zuversicht. Vertrauen reflektiert Kontingenz, Hoffnung eliminiert Kontingenz.« (Luhmann 2009 [1968]: 29) Wie sich wiederum Hoffnung und Vertrautheit zueinander verhalten, wird weder im alten noch im neuen Text geklärt.

Der Begriffswechsel von Systemvertrauen zu Zuversicht hat in der Rezeption durch die interdisziplinäre Vertrauensforschung einige Verwirrung gestiftet – auch, weil Luhmann ihn an keiner Stelle angekündigt oder kommentiert hatte. Eine erst vor Kurzem veröffentlichte Vorgängerversion seines zweiten Hauptwerks *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, die er zwischen 1973 und 1975 noch vor seiner autopoietischen Wende verfasste (vgl. Luhmann 2017), enthält allerdings einen Hinweis, der als gedankliche Brücke zwischen den Begriffen interpretiert werden kann. Einerseits hält er in der Diskussion über die Annahmebedingungen funktionssystemischer Selektionsketten noch am Vertrauensbegriff fest, andererseits möchte er sich offenbar vom risikobehafteten Vertrauensverständnis seiner Vertrauensmonographie absetzen, wenn er feststellt: »In Erweiterung dieses Begriffs [Vertrauen, Anm. d. V.] kann man auch in bezug auf Erleben von Vertrauen sprechen im Sinne der Sicherheit, daß etwas der Fall ist oder daß man richtig kategorisiert hat.« (Ebd.: 555f.) Für ebendiesen Verwendungszweck verweist er auf den Begriff der ›confidence‹, der in der Psychologie hierfür gebräuchlich sei (ebd.: 556, Fn. 120) und den er dann auch in der späteren Publikation übernimmt. Das im Zitat genannte Si-

cherheitserleben in Bezug auf die Selektionsketten zeigt an, dass er sich zu diesem Zeitpunkt bei der Konzeption systemischen Vertrauens weiter vom entscheidungstheoretischen Zuschnitt des persönlichen Vertrauens entfernt hat (vgl. ebd.: 556).

Im Unterschied zur Vertrauensmonographie stellt er im späteren Vertrauentext aus den 80er Jahren dem Begriff der Zuversicht konsequenterweise nun nicht mehr das persönliche Vertrauen gegenüber, sondern er spricht nur noch von Vertrauen in Abgrenzung zur Zuversicht (vgl. Luhmann 2001). Beide Konstrukte werden nun kognitivistisch deutlicher von dem der Vertrautheit differenziert. Im Gegensatz zu Vertrauen und Zuversicht finde bei einer Erwartungshaltung im Modus der Vertrautheit keine Selbstreflexion in Hinblick auf die Kehrseite des Unvertrauten statt. Enttäuschte Erwartungen werden dem Lauf der Dinge oder der Natur zugerechnet. Im Falle von Zuversicht und Vertrauen gibt es jedoch Selbstreflexion. Zuversicht ist mit einer Gefahren- und Kontingenzwahrnehmung verbunden, die aus der Abhängigkeit des Individuums von Sozialsystemen resultiert. Vertrauen charakterisiert Entscheidungssituationen, in denen aus mehreren Handlungsalternativen eine risikobehaftete Wahl getroffen wird. Bei Erwartungsenttäuschung wird die Verantwortung für die negativen Konsequenzen intern der eigenen Wahl angelastet (*Selbstreferenz*), während zuversichtliche Individuen enttäuschte Erwartungen externen Sozialstrukturen überantworten (*Fremdreferenz*).

Vor dem Hintergrund der nun ausgearbeiteten Theorie funktionaler Differenzierung unterstreicht Luhmann wie auch schon in seiner Monographie erneut die gesellschaftliche Relevanz systemischer Zuversicht in Abgrenzung zum (persönlichen) Vertrauen:

»Vertrauen bleibt unerlässlich in zwischenmenschlichen Beziehungen, aber die Partizipation an funktionellen Systemen wie Wirtschaft oder Politik ist nicht mehr eine Sache persönlicher Beziehungen. Sie erfordert Zuversicht, aber kein Vertrauen.« (Luhmann 2001: 156)

Da Individuen von allen Funktionssystemen gleichermaßen systemrelativ adressiert werden, können sie auch nicht über ihre Partizipation im System disponieren, sondern sie sind aus Sicht Luhmanns schon immer und zu jedem Zeitpunkt sozial inkludiert. Da es also keine Wahlfreiheit zum Beispiel über die Teilnahme am Wirtschaftssystem gibt, greift das definitorische Abgrenzungskriterium gegenüber dem Vertrauensbegriff: »Es besteht weder das Bedürfnis noch gar der Anlass, die Zuversicht in das System einer Entscheidung anheimzustellen. Man kann sich nur unglücklich fühlen und sich darüber beschweren.« (Ebd.)

Angesichts dieser Fokussierung auf Zuversicht (alias: Systemvertrauen), liegt der Schluss nahe, Vertrauen (alias: persönliches Vertrauen) sei als Konzept zur Analyse moderner Sozialstruktur damit obsolet geworden. Diesem Eindruck widerspricht der Autor jedoch, wobei er zwei Argumente ins Feld führt. Vertrauen sei erstens zur Reproduktion der Sozialsysteme wichtig: »Durch Mangel an Ver-

trauen kann ein System an Größe einbüßen; es kann sogar unter eine kritische Schwelle zusammenschrumpfen, die für seine eigene Reproduktion auf einem bestimmten Entwicklungsstand notwendig ist.« (Ebd.: 158) Obwohl Individuen keine Wahl über die Anbindung an ein Sozialsystem haben, räumt Luhmann ihnen demnach Entscheidungsgewalt über den Umfang der Partizipation am System ein. Dies verdeutlicht er – wie auch schon in seiner Monographie – am Beispiel des Wirtschaftssystems:

»Als Teilhaber an der Ökonomie muss man dem Faktor Geld notwendigerweise zuversichtlich gegenüberstehen. Andernfalls würde man es nicht als Teil des täglichen Lebens akzeptieren, ohne zu entscheiden, ob man es akzeptieren sollte oder nicht. [...] Aber man braucht auch Vertrauen, um Geld zu behalten und nicht auszugeben, oder um es auf eine bestimmte Art und Weise – die andere ausschließt – zu investieren.« (Ebd.: 150)

Luhmann betont im zweiten Text erneut die Unausweichlichkeit der Zuversicht, jedoch kann es nun auch ein Mehr oder Weniger geben, ohne dass Individuen der Abhängigkeit vom Funktionssystemen per se entkommen könnten. Für das Verständnis nicht einfacher wird es außerdem dadurch, dass der Autor Vertrauen und Zuversicht nun in Wechselwirkung zueinander setzt:

»Ein Mangel an Zuversicht kann – ohne weitere Reflexion – einen Mangel an Vertrauen bedeuten, und ein Mangel an Vertrauen heißt, dass jedes Verhalten, das Vertrauen voraussetzt, ausgeschlossen wird. So investieren wohlhabende Brasilianer in überflüssige Apartmentanlagen für wohlhabende Brasilianer, aber nicht in die Industrie. Ganze Verhaltenskategorien können wirkungsvoll ausgeschlossen werden, und dies verstärkt noch weiter eine Situation, in der man keine Zuversicht in das System haben kann.« (Ebd.: 157)

Hier deutet sich eine komplexe Relation von Zuversicht und Vertrauen an, die das Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen in Luhmanns aktualisierter Theoriearchitektur betrifft, jedoch vom Autor nicht geklärt wird. Gerade an dieser entscheidenden Stelle wird die fehlende Implementierung der Vertrauenthematik in die autopoietische Systemtheorie besonders problematisch.

Diese konzeptionellen Unklarheiten ignorierend, misst Luhmann dem Bestimmungsverhältnis von Zuversicht und Vertrauen zweitens offenbar auch ein zeitdiagnostisches Potenzial bei. Da es sich um verschiedene Modi der Erwartungshaltung handelt, erscheint eine gezielte Beeinflussung individueller Haltungen möglich. So unterstellt er dem politischen Wirtschaftsliberalismus,

»Erwartungen von einer Haltung der Zuversicht zum Vertrauen hin zu verschieben. Indem er auf der Freiheit der Wahl besteht, konzentriert sich der Liberalismus [sic!] auf die individuelle Verantwortung, die impliziert, sich mit Bezug auf

Politiker, Parteien, Waren, Firmen, Angestellte, Kredite und so weiter zwischen Vertrauen und Misstrauen zu entscheiden. Und er vernachlässigt die Probleme der Zuschreibung und die bedeutende Menge an Zuversicht, die erforderlich ist, um am System teilzunehmen.« (Ebd.: 150)

Ausdruck einer gelungenen Umwandlung ist entsprechend Luhmanns Definition, dass ein Individuum in einer gegebenen Situation statt einer Gefahr, die aus dem kontingenten Systemoperierens resultiert, ein Risiko wahrnimmt, welches nun einer von mehreren Handlungsalternativen anlastet.

2.3 Zeitdiagnostisches Potenzial und grundlagentheoretische Fragen

Es ist kein Zufall, dass soziologische Ansätze das Phänomen Vertrauen anhand der Umwälzungen im Übergang von Vormoderne zur Moderne zu erklären versuchen. Angesichts rasanter sozialstruktureller Veränderungen stand und steht zur Debatte, wie soziale Ordnung trotzdem und weiterhin möglich ist. Vertrauen gewinnt hier seine sozialräumliche Relevanz, die Niklas Luhmann wie niemand vor ihm auf Basis seiner frühen funktional-strukturellen Gesellschaftstheorie hervorhebt.

Im zweiten Vertrauenstext schlägt er dabei sogar eine Brücke zum politisch-ökonomischen Wandel der letzten paar Dekaden, der aktuell unter dem Sammelbegriff des Neoliberalismus diskutiert wird. Beispiele für die von ihm postulierte Transformation von (externen) Gefahren in (interne) Handlungsrisiken für Individuen finden sich etwa in der Literatur zur Subjektivierung von Arbeit. Aus unternehmerischer Sicht liegt der Vorteil, zuversichtliche Erwartungen in vertrauensbedürftige Handlungsentscheidungen zu verwandeln in der Performance-Steigerung der Mitarbeitenden.⁴ Wo Gewinneinbußen nicht mehr der schlechten Konjunktur als externer Gefahr angelastet werden, sondern auf die Risiken subjektbezogener Arbeitsweisen zurückgehen, darf ein zwangloser Zwang zur individuellen Leistungssteigerung vermutet werden. Mit Luhmann (2001: 150): »Vertrauen zu mobilisieren bedeutet, Engagement und Aktivität zu mobilisieren und dabei den Umfang und Grad an Partizipation auszudehnen.« Bei näherem Hinsehen werden alle negativen Begleiterscheinungen seiner gesellschaftsevolutionären Theorie funktionaler Differenzierung (z. B. Anomie, Entfremdung, Fundamentalismus) auf ein Missverhältnis zwischen Zuversicht und Vertrauen zurückgeführt. Es geht also um den individuellen Umgang mit sozialer Abhängigkeit – die Frage nach der Rolle sozialer Ungleichheiten für diese Dependenz ist damit nur einen Steinwurf weit entfernt. Diesen Hinweisen gilt es im zweiten Teil der Arbeit nachzugehen.

4 Dies dürfte auch in Teilen die aktuelle wirtschaftswissenschaftliche Neugier am Vertrauenskonzept erklären. So erscheint in vielen Studien Vertrauen als sozialtechnologisches Mittel zur Beeinflussung der abhängigen Variablen, der Performance (s. Kapitel 11.5.2).

Trotz der immensen sozialräumlichen Relevanz des Vertrauenskonstrukts möchte Luhmann dessen Erklärungspotenzial zur Analyse moderner Gesellschaften nicht »überlasten« (vgl. Luhmann 2001: 159). Zu dieser Relativierung könnte ihn unter anderem veranlasst haben, dass es nicht gelang, die methodologische Relevanz von Vertrauen in Bezug auf seine ausgearbeitete Theorie autopoietischer Systeme deutlich herauszuarbeiten. Obwohl der zweite Vertrauenstext chronologisch in seine zweite Schaffensphase fällt, bleibt er theoriegenealogisch in der ersten verhaftet. Das konzeptionelle Verhältnis von Individuum und Gesellschaft ist eine der größten Angriffsflächen der autopoietischen Systemtheorie – der Begriff des Systemvertrauens hätte hier einen Klärungsbeitrag leisten können. Vertrauensforscher*innen werden darin überrascht, dass Luhmann der Vertrauensthematik in seinem ersten Hauptwerk lediglich ein vierseitiges Unterkapitel (2015: 179ff.), in seinem zweiten Hauptwerk *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (1997a, 1997b) sogar nur noch ein paar verstreute Absätze widmet.⁵ Dies ist deshalb so verwunderlich, da die beiden Werke als Kondensat seines gesamten Lebenswerks verstanden werden. Da oben herausgestellt wurde, dass der Mechanismus des Systemvertrauens die Vermittlung von Individuum und Gesellschaft, psychischen und sozialen Systemen moderiert, müsste das Konstrukt eigentlich im Kern seines Gesellschaftsentwurfs stehen. In diesem Zusammenhang notiert Bachmann (1996: 258): »Vertrauen ist ein Mechanismus, der – im Gegensatz zu Macht etwa – von Luhmann nirgendwo explizit als ein Steuerungsmedium sozialer Systeme diskutiert wird. Implizit wird aber genau diese Annahme gemacht.«⁶ In Luhmanns Spätwerk wird nicht Vertrauen, sondern *Interpenetration*, also die wechselseitige Durchdringung von psychischem und sozialem System, als moderierender Mechanismus eingeführt. So bleibt völlig offen, wie seine frühere Feststellung, »Systemvertrauen lässt sich nicht nur auf soziale Systeme, sondern auch auf andere Menschen als personale Systeme anwenden« (Luhmann 2009 [1968]: 27) nach seiner autopoietischen Wende zu verstehen ist. Der Autor versäumt es, die Relation von Zuversicht (Systemvertrauen) und (persönlichem) Vertrauen vor dem Hintergrund interpenetrierender Systeme zu klären.

Kritiker*innen von Luhmanns Konzeption des Systemvertrauens setzen allerdings häufiger an einem anderen Punkt an – nämlich dort, wo die Handlungsautonomie des Individuums negiert wird. So stellt Kohring (2004: 106) fest:

»Man weiß um die Offenheit der Zukunft, ist ihr aber trotzdem hilflos ausgeliefert. Luhmanns Beschreibung des modernen Menschen überschreibt diesen quasi

5 Selbiges gilt auch für die Vorgängerversion des zweiten Hauptwerks, die mit dem Titel *Systemtheorie der Gesellschaft* (2017) versehen wurde.

6 Einen Aktualisierungsversuch von Luhmanns Vertrauentheorie vor dem Hintergrund seiner neueren Gesellschaftstheorie haben Jalava (2006) und Morgner (2018) unternommen. Diese werden an anderer Stelle besprochen (s. Kapitel 5).

schicksalhaften Kräften und verwirft vorschnell die Möglichkeit, Vertrauen in Systeme theoretisch konsistenter zu fassen.«

Für Gambetta (1988: 224) beschreibt Luhmanns Zuversicht (Systemvertrauen) daher auch eher einen Zustand des blinden Vertrauens oder der Hoffnung. Da es für Situationen geringer oder fehlender Handlungsautonomie gelte, könnte es als ein Ausdruck von Wunschenken oder als Mittel zur Vermeidung kognitiver Dissonanz gesehen werden (vgl. ebd.).⁷

Hellmann (2002) interpretiert Luhmanns Zuversicht als ein Vertrauen, das sich nur darauf begründet, dass keine Alternative erkennbar ist: »[...] entweder man vertraut dem System oder schließt sich vom System selbst aus – wobei selbst dies nicht als Entscheidenkönnen erfahren wird« (ebd.: 89). Insofern ist Systemvertrauen für Kaufmann (2011) auch eher ein »Systemzwang«: »*Es ist der Zwang, sich auf bestimmte Voraussetzungen zu verlassen, um überhaupt Entscheidungen fällen zu können, worin sich Systemvertrauen äußert.*« (Ebd.: 276; Herv. i. O.)⁸ Da das Sich-Verlassen nicht als eine unter mehreren Alternativen ausgewählt werden kann, erscheinen die Systemimperative in der individuellen Wahrnehmung unausweichlich. Mit M. Weber (2016 [1904]) werden soziale Systeme demnach zu *stahlharten Gehäusen der Hörigkeit*, zum Ausdruck von Unfreiheit.

In der Zusammenfassung entzündet sich die Kritik also am *Determinismus*, der Luhmanns Systemvertrauensverständnis anlastet und sich aus seiner Grundlagentheorie ableitet. Individuen werden durch Sozialsysteme in der Form Person adressiert und gewährleistet als »Vollzugsinstanzen von Autopoiesis« (Münch 1994: 397) die Reproduktion des jeweiligen Systems durch Anschlusskommunikation, ohne gestaltend einwirken zu können.

Dagegen ist gesellschaftliches Gestaltungsvermögen von Akteuren eine basale Prämisse der Grundlagentheorie von A. Giddens, der sich in seinem eigenen Vertrauensansatz stark auf Luhmann beruft, sich gleichzeitig aber auch von diesem absetzen will. Wie sich die beiden Theorien zueinander verhalten, wird im Folgenden geklärt.

7 Diese Interpretation stimmt womöglich mit Luhmanns früherer Begriffsverwendung überein (s.o.).

8 Kaufmanns Äußerung bezieht sich auf die Konzeption in Luhmanns Vertrauensmonographie. Wie oben erwähnt, hatte Luhmann in seiner Frühphase noch einen gewissen sozialen Gestaltungsspielraum für Individuen vorgesehen. Da dieser in der Spätphase wegfällt, gilt Kaufmanns Einschätzung wohl nun umso mehr.

